

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1890

Dreißigstes Kapitel.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1680

Dreißigstes Kapitel.

Unsere Ditzows wollten nicht vorüberreiten, ohne zuvor Gerike von Arnim, der auf dem Schlosse wohnte, zu besuchen, den sie früher kennen gelernt hatten*). Schon sein Vater und Oheim Jakob und Ludwig von Arnim hatten in Spandau gewohnt**). Sie schlugen deshalb den oben genannten Weg nach dem Damm ein, ritten über die Schloßbrücke und bekehrten von dem Turmwächter den Einlaß. Links lag die Vorburg oder der Burgfrieden in grader Richtung mit dem Damm. Rechts lagen drei Häuser, innerhalb der Mauer links ein einzelnes Wacht haus und weiterhin das Brauhaus. Sie bildeten zusammen ein Burglehen, in dessen Besiß Gerike von Arnim war. Er wohnte in dem einen der vorgenannten drei Häuser. Mehrere andere Gebäude bildeten ein zweites Burglehen***). Quer davor lag das Schloß mit dem Juliusturm. Das Ganze mit allen Wirtschaftsgebäuden umschlossen starke Mauern und Wälle mit breiten Gräben. An der einen Seite floß die Havel und vertrat den Graben, während sie die übrigen Gräben speiste. Gegenüber, geschützt durch die Vorburg, lagen am Flusse die Mühlen. Das Ganze hatte eine vorzügliche und sehr feste Lage und das Schloß wurde durch den Zusammenfluß der beiden Ströme, der Spree und Havel, an deren Mündung es lag, von großer Bedeutung. Gerike ließ unsere Ditzows die schöne Lage vom Schlosse aus betrachten und würdigen. Aber auch das Innere der Burg bot betrachtenswerte Gegenstände dar, namentlich enthielt es eine hübsche Kapelle mit mehreren, der heiligen Jungfrau, dem heiligen Dionysius u. gewidmeten Altären†). Auf der Burg wohnte ein marktgräflicher Vogt. Verschieden davon war das Amt des Turmvogtes, und als eine Merkwürdigkeit wurde es mit Recht angesehen, daß vor fünfzig Jahren, nämlich im Jahre 1356, der Markt-

*) v. Raumer, Cod. diplom. cont. T. I. S. 49, 52.

***) Dilschmann a. a. D. S. 336, 463. Grundmann hat in seiner Ufermärktischen Adels-historie diese Arnims nicht gekannt.

****) v. Raumer, Cod. diplom. cont. T. I. S. 139.

†) Dilschmann a. a. D. S. 378 f.

graf Ludwig der Römer dies Amt einem Juden, seinem Kammerknecht Fritel und dessen ehelichen Erben übertrug mit allen seinen Nutzungen, Einkünften, Zugehör und Gerechtigkeiten, so wie es Claus Loborch inne gehabt hatte. Der Fritel wurde dadurch wirklicher Vasall des Markgrafen; letzterer nennt ihn seinen bescheidenen Knecht, dem er dies Amt wegen mannigfaltiger getreuer Dienste giebt, er soll den Turm inne haben, ihn zu bewahren. Bogt des Schlosses war damals Thilo von Bruggen*).

Neben dem Schlosse lag der Kiez, ein Fischerdorf mit 25 Häusern, dessen Einwohner, wie in allen Kiezen, Wenden waren. Sie lebten vom Fischfang, zahlten jährlich von jedem Hause fünfzehn Pfennige als Abgabe und dienten dem Schlosse jährlich acht Tage lang zu allerlei Diensten als Heumacher, Botenläufer u. c. **). Ihr Hauptgeschäft war die Fischerei. Ihre Vorfahren waren unstreitig die ersten Bewohner dieses Orts, denn neben dem Kiez wurde überall der Ort erst angelegt. Sie besuchten die Havel von dem Damm bei Brandenburg an und die Spree bis zum Mühlendam in Berlin auf und nieder und gerieten mit den Berliner Fischern gar häufig in Streit. Johann erinnerte sich, daß sein Schwiegervater, während er Landeshauptmann gewesen, erst einen Streit beigelegt hatte, wo festgesetzt worden war, daß die Berliner Fischer unterhalb des Mühlendamms die Spree nur mit drei Rähnen besischen dürften, wofür sie einen Zins von 6 Pfund Pfeffer jährlich zu erlegen hatten. Vor drei Jahren, 1407, war wieder ein großer Streit deshalb entstanden. Die Berliner Fischer wollten die Unterspree gern mit 6 Rähnen besischen und zwar bis zu dem steinernen Crucifix, welches im Tiergarten, wahrscheinlich in der Gegend der jetzigen Zelte stand, konnten dies aber nicht durchsetzen***). (Es wurde ihnen erst 1480 gewährt²¹). So betriebsam und fleißig die Kiezer auch waren, so haftete ihnen doch der Makel der Geburt an, und ihre Söhne konnten nur zwischen wenigen Handwerken wählen, weshalb sie meist alle wieder Fischer wurden.

Es ist ein kräftiges Volk, sprach Gerike von Arnim, und ungeachtet der Verachtung, in der sie leben, immer lustig und guter Dinge, besonders da, wo sie mehr unter sich und weniger von Deutschen beobachtet sind. Hier aus den Fenstern des Schlosses könnt ihr noch ein wendisches Fischerdorf sehen, eine Viertelmeile von hier, welches Pichelsdorf heißt, und nur eine Kolonie von unserm Kiez zu sein scheint†). Sie haben dieselben Abgaben und dem Schlosse Dienste zu leisten. Die

*) Gercken, Cod. diplom. T. VI. S. 532.

***) Landb. Karls IV. S. 24. v. Raumer, Cod. diplom. cont. T. I. S. 140.

****) Dilschmann a. a. D. S. 439. — †) Ebendas. S. 440.

Gegend muß eigentlich für dich, Dietrich von Quitow, ein besonderes Interesse haben, denn dort ist einem der früheren Besitzer deines Schlosses Coepenick etwas Bemerkenswerthes begegnet.

Dietrich. O laß doch hören.

Gerike v. Arnim. Vergißt mir aber dabei nicht das Trinken. Im Jahre 1142 verstarb zu Brandenburg der letzte wendische Beherrscher dieses Landes, namens Pribislav, der das Christentum angenommen und in der Taufe den Namen Heinrich erhalten hatte. Markgraf Albrecht der Bär setzte sich sogleich in Besitz des Landes und der Stadt. Aber Jaczo von Coepenick, ein slavischer Fürst aus polnischem Stamme, konnte es nicht ruhig mit ansehen, daß das Land seiner Vorfahren den Fremden zur Beute und die Religion seiner Väter ausgerottet werden sollte. Er war ein Mutterbruder des verstorbenen Fürsten Pribislav und hatte daher Erbrechte an das Land, wenn ein Heide überhaupt etwas erben konnte, was Christen haben wollten*). So brach er auf mit einer zahlreichen Schar von Wenden gegen Brandenburg, das damals nur aus demjenigen Teile bestand, auf welchem jetzt der Dom liegt. Er soll die Besatzung bestochen haben; doch wurde auf der Havel tapfer gekämpft, denn die Wenden, verstärkt durch sehr viele Glaubensgenossen in der Umgegend, hatten die Burg in Rähen angegriffen, und so bemeisterten sie sich derselben. Aber Albrecht der Bär, unterstützt von dem Bischof von Brandenburg, Herzog Heinrich dem Löwen und vielen anderen, mit denen er sich gegen diese polnische Invasion verbunden hatte, eilte herbei, zog mit einem großen Heere vor Brandenburg, bestürmte das mutig verteidigte Schloß und nahm es mit Hilfe von vielen Fahrzeugen, in denen auf der Havel gekämpft wurde, ein. Jaczo von Coepenick floh von Brandenburg auf der nördlichen Seite der Havel mit seinem Heere vor den verfolgenden Christen in der Richtung nach Spandau zu. Auf den Feldern zwischen Groß-Glienecke und Spandau wurde er eingeholt. Es kam zu einer Schlacht. Die bereits in Angst gesetzten Wenden hielten nicht lange stand. Sie verloren sie gänzlich und Jaczo sah keinen Ausweg mehr, sich zu retten. Er flüchtete östlich gegen die Havel, die hier eine bedeutende Breite hat. Der Feind verfolgte ihn. So erreichte er das Havelufer. Vor ihm lag die blaue Fläche ausgebreitet, und ruhig stiegen ihre Wogen auf und ab. Von jenseits her streckte sich eine Landzunge quer in den Fluß und verengte denselben. Herr, rief ein Wende, der ihm gefolgt war, schwimmt nicht über die Havel, sie ist sehr tief, und die Fischer nennen die Stelle darum den Sack. Wie tändelnd und spielend brachen sich

*) Reitemeier, Geschichte der Preuß. Staaten II. I. S. 297, 298. Nidels Mark Brandenburg im Jahre 1250 II. I. S. 385 f.

die Wellen an den Füßen des Rosses, als leckten und lockten sie dieselben, die Fahrt zu wagen. Erbarmungsloses Element, rief der Wendenfürst, meine Götter haben mich verlassen; so schütze mich denn du, Gott der Christen, und wenn ich mich über die Flut rette, gelobe ich dir, mich taufen zu lassen! Ergreift den Heidenfürsten! rief es hinter ihm, und jählings stürzte er sich mit seinem Rosse schwer gewaffnet in die Flut, die hoch über ihm zusammenschlug. Erst nach einer Weile ent hob ihn das arbeitende Pferd, entfernt vom Ufer, der feuchten Tiefe; den kühnen Entschluß bewundernd, stand der Feind und wagte nicht zu folgen, ja nicht einmal einen Bolzen nachzusenden. Mätker wurden die Anstrengungen des treuen Rosses, es schnaufte und keuchte ängstlich nach Luft. Halt aus, mein treues Roß, halt aus, rief er, du trägst deinen Herrn aus den Händen der erbarmungslosen Christen zu ihrem erbarmenden Gott! Halt aus, dort winkt ja schon das Land! — Noch wenige Schritte, und das Pferd fühlte Grund unter den Füßen. Es stieg die Spitze der Landzunge hinan. Jaczo sank auf seine Kniee und betete zum Gott der Christen, dem er sich gelobt hatte und dankte inbrünstig für seine Rettung. Seinen Schild aber legte er als Weihopfer auf die Landspitze, da, wo er gebetet hatte. Die Deutschen, welche Zeuge seines Thuns waren, nannten von der Zeit an die Landspitze Schildhorn, und so heißt sie noch bis auf den heutigen Tag*). Sie liegt nur eine halbe Meile südlich von Bichelswerder, einer Havelinsel, oder dreiviertel Meilen von Bichelsdorf**).

Dietrich. Ein tüchtiger Mensch, dieser Wendenfürst. Und was ist aus ihm geworden?

Gerike v. Arnim. Jaczo zog durch den Brunewald über Britz nach Coepenick, und scheint in seinem eigenen Reiche nicht weiter verfolgt zu sein. Vermuthlich schloß er mit dem Markgrafen Albrecht einen Frieden, dem zufolge er seine Ansprüche auf die Herrschaft über Brandenburg aufgab, und dagegen Sicherheit seiner östlich von der Havel belegenen Herrschaft erlangte. Er hielt sein Wort und trat zum Christentum über. Darum ist er auf mehreren seiner Münzen abgebildet mit einem Kreuz, welches er in der Hand hält. Ihm gehörte wahrscheinlich der Teltow und Barnim bis zur Oder. Über seine spätere Geschichte ist nichts bekannt geworden²²).

Unsere Quisows hatten hinreichend gefrühstückt, sie stiegen deshalb wieder zu Pferde und nahmen Abschied von Gerike von Arnim. Ihr

*) Auch jetzt noch. Nahe an der Stelle, wo sich Jaczo in den Fluß stürzte, steht jetzt eine Ziegelei. Vom Bichelsberg nach der Spandau entgegengesetzten Richtung ist das Schildhorn ebenfalls dreiviertel Meilen entfernt.

***) Nach der örtlichen Sage erzählt. Vergl. V. S. Schmidt, Albrecht der Bär S. 44.

Weg führte sie durch die Jungfernheide, einen Kiefernwald, der sich bis nahe gegen Berlin hinzog, und welcher den frommen Jungfrauen des Nonnenklosters zu Spandau gehörte, wovon er den Namen hatte; über den Nonnendamm, der die noch jetzt so genannte und nicht weit von dem jetzigen Schloßgarten zu Charlottenburg gelegene Nonnenwiese durchschnitt, wo er sich nahe am Spreeufer hinzog, dann wieder davon entfernte und nach dem jetzigen Moabit führte, das damals nicht vorhanden war. Von hier ging der Weg über die jetzige Pulvermühle und Charité durch den Garten der Tierarzneischule und mittels einer Brücke über die Panke dann neben der jetzigen Kaserne in der Friedrichsstraße nach dem Garten von Monbijou, welches damals dem Markgrafen gehörige Baumgärten waren, und endlich gelangte man über den jetzigen Monbijouplatz und eine mit Gärten eingefasste Straße zum Spandauerthore, welches wir schon aus einer früheren Beschreibung kennen²³).

Die Verhandlungen mit den Ständen hatten schon begonnen, als die Quizows im hohen Hause eintrafen. Sie nahmen daran teil, so weit die Dinge sie angingen. Endlich sollte die heutige Sitzung aufgehoben werden, als Dietrich noch um Gehör bat und eine schwere Anklage gegen Wilkin von Bredow erhob, der sich allerdings manche Unbehutsamkeiten, auch hier und da wohl manche Übereilung hatte zu Schulden kommen lassen. Dietrich wußte die Thatsachen so geschickt an einander zu reihen und eine die andere unterstützen zu lassen, daß es das Ansehen gewann, als sei Wilkin von Bredow ein sehr gefährlicher Mann, der sich Dinge erlaubt habe, welche weder vor dem Richterstuhl der Ehre noch des Rechts bestehen konnten.

Allein Dietrich war nicht sein einziger Feind. Alle Anhänger der Quizows hatten schon längst Partei gegen ihn genommen und den alten heftigen Mann vielfach gereizt und zu Übereilungen verleitet. Viele haßten ihn von ganzem Herzen. Es kamen Gewaltthaten von ihm zur Sprache, die um so kecker vorgetragen wurden, als er nicht anwesend war. Nach allen diesen Schilderungen erschien er als einer der unruhigsten, ränkevollsten Köpfe, der nie aus Streitigkeiten herauskomme, mit jedem anbinde und vorzugsweise durch seine Neckereien daran Schuld sei, daß der Landfrieden nicht gehalten werden könne. Dietrich trug daher geradehin auf seine Landesverweisung und Verjagung an.

Die Ansicht über Wilkin von Bredow war eine von den wenigen, in welcher die beiden Gebrüder von Quizow nicht mit einander übereinstimmten. Johann hatte ihn, vielleicht wegen seiner nahen Verwandtschaft mit seiner Frau von jeher milder beurteilt. Er hielt ihn für rauh und eigensinnig, für einen Mann, der von einem gefassten Vorurteil schwer zurückkam, für heftig und dann unbesonnen. Aber nie hatte er ihn für einen Mann halten können, wie er hier geschildert wurde. Daher hielt

er es an der Zeit, seine Meinung unumwunden, obgleich sie von der seines Bruders abwich, auszusprechen, und viele von den ihm aufgebürdeten Unziemlichkeiten, insofern er davon näher unterrichtet war, in das gehörige Licht zu stellen. Dietrich verteidigte seine Meinung mit Hefigkeit, Johann widersprach ruhig, ungeachtet ihn die Anklage überrascht hatte, denn sein Bruder hatte vorher nicht mit ihm davon gesprochen, wahrscheinlich, weil er seine abweichende Meinung kannte. Auch die übrigen Gegner Wilkins suchten Johanns Gründe zu entkräften, und immer tiefer sank infolge der Verhandlung die günstige Meinung über Wilkin. Schon kam es zur Frage, ob ihm nicht namens der Stände der förmliche Prozeß gemacht werden solle; da bewog Johanns Beispiel doch noch einige andere, für Wilkin das Wort zu nehmen, und die aufgestellten Gründe wurden endlich mit Johanns Hülfe so weit geschwächt, daß man beschloß, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

War dieser Abweis seines Antrages Dietrich unangenehm, so häufte sich sein Verdruß noch, als ihm kurz vor dem Hinausgehen der erste Bürgermeister von Berlin, Klaus Schulze, ein Mann, den er bis dahin noch gar nicht kannte, die Frage vorlegte, wie er, der in Fehde mit Berlin begriffen, dazu gekommen sei, in die Stadt einzureiten, als lebe man mit ihm in Frieden? Seines Wissens sei noch kein Friedensvertrag zu stande gekommen.

Diese Frage setzte Dietrich in eine peinliche Verlegenheit. Er hatte die Fehde seit seinem Abzuge von Coepenick einschlafen lassen. Seine Leute hatten die Berliner nicht feindlich behandelt, und es war schon seit jener Zeit auch umgekehrt von den Berlinern nicht geschehen. Zu gewinnen war auf beiden Seiten nichts, der Friedensvertrag wäre eine bloße Förmlichkeit gewesen, welche Dietrich unterlassen hatte, weil er voraussetzte, daß die Berliner Gott danken würden, wenn er sie in Ruhe ließ und sie nicht behelligte. Auch hatte er nicht den ersten Schritt zum Vertrage thun mögen, wohl wissend, daß er sich dadurch in den Schatten stellte. Endlich hatte er die Sache für eingeschlafen gehalten und es fiel ihm nicht ein, daß die Berliner keck genug sein könnten, sie wieder zu erwecken. — Verblüfft über diese Kühnheit, wußte er anfangs nicht, was er erwidern sollte. Endlich sprach er: Liegt euch etwa an einem Kriege mit mir etwas, Herr Bürgermeister?

Bürgermeister. Ich frage euch nur, ob ihr mit uns im Frieden oder im Kriege lebt?

Dietrich. Das solltet ihr als Bürgermeister der Stadt doch wohl am besten wissen. Wollt ihr den Krieg, so wißt ihr wohl, daß ich mit euch Städtern nicht viel Umstände mache.

Bürgermeister. Zieht gelindere Saiten auf, Dietrich von Quißow,

und vergeßt nicht, daß ihr in Berlin seid, wo man mit euch früher freilich zu viel Umstände gemacht hat. Hier möchten euch eure Knechte nicht viel helfen.

Dietrich. Thut, was ihr wollt, Klaus Schulze, aber auch ich werde thun, was ich für gut finde. Weiter habe ich keine Lust euch Rede zu stehen. Ich will doch sehen, wie weit eure Keckheit geht.

Klaus Schulze hatte recht guten Willen, Dietrich gefangen zu nehmen, aber er mußte erst den Willen des Rats einholen. Die meisten Ratmänner fanden es aber höchst bedenklich, den schlafenden Löwen zu wecken, und viele waren schon mit dem Benehmen des Bürgermeisters und mit seinen Äußerungen sehr unzufrieden, da während eines Landtages jeder freies Geleite hatte. Zuletzt beschloß man, es sei am besten, gar keine Notiz von dem ganzen Vorfall zu nehmen.

Dietrich blieb in der That in Berlin. Ich will doch sehen, was diese Krämer beginnen werden, sprach er; es ist ein feckes Volk, aber der Nachdruck fehlt, mit den Redensarten und voreiligen Worten find sie gern voraus.

Es vergingen einige Tage, ohne daß etwas geschah. Hab' ich's nicht gesagt? sprach Dietrich. Sie wagen es nicht, die Hand an mich zu legen. Es ist ein feiges Volk. Prassen und Schlemmen ist das Beste, was sie vermögen. Hätte man nicht nach der Aufgeblasenheit des Bürgermeisters glauben sollen, wer weiß, wie wunderviel ihnen an einem Kriege mit mir gelegen wäre, und nun sind sie ganz still und thun, als wäre zwischen uns nie Krieg gewesen. Aber wartet, ich will euch fassen! Ist jetzt kein Krieg, ohne daß wir Frieden geschlossen haben, so ist auch keiner gewesen, und die Schurken haben mir meine Knechte im Frieden totgeschlagen. Da werde ich euch eine Suppe einbrocken, und wenn ich auch nichts dabei gewinne, so will ich diesen übermütigen Städtern doch ihre Erbärmlichkeit und ihre Unschlüssigkeit klar vor Augen stellen.

Johann. Was willst du beginnen?

Dietrich. Ich werde sie verklagen, daß sie mir meine Knechte im Frieden totgeschlagen haben. Dann müssen sie doch gestehen, daß Krieg war, und sich fragen, warum sie mich nicht gefangen haben, als ich in ihre Stadt eingeritten. Was können sie darauf anderes antworten, als: Weil wir dazu zu feige waren, ungeachtet sie den Landtag vorschützen werden.

Johann. Dabei wird wenig herauskommen.

Dietrich. Das weiß ich. Aber ich will ihnen noch einen Poffen spielen. Als ich das zweite Mal Straußberg, und zwar diesmal für die Mark eroberte, brachte ich die Gefangenen nach Berlin. Sie haben sich mit 1300 Schock rheinischen Groschen lösen müssen, aber ich habe von dem Lösegelde keinen Pfennig gesehen. Wo ist das Geld hingekommen?

Ich weiß es nicht! Niemals habe ich mich der Ansprüche darauf entsagt. Ich führte den Krieg auf eigene Hand ohne Entschädigung. Natürlich gehörte mir die Beute und die Lösegelder der Gefangenen. Berlin muß mir dafür stehen, denn hier ist ohne mein Zuthun mit den Gefangenen verhandelt worden. Es soll mich doch wundern, wie sich die fecken Krämer aus dieser Klemme heraushelfen werden. Was werden sie nicht schreien über Undankbarkeit! Freilich, sie geben mir ein Geschenk von 60 Schock Groschen, sie schenken mir Silberzeug und veranstalten Gastmähler, bei denen sie sich nicht weniger einen guten Tag machen als mir, und zur Entschädigung dafür stecken sie 1300 Schock von mir verdiente Groschen in die Tasche, spielen die Großmütigen und ich muß dankbar sein. Ist das keine Krämergesinnung, dann weiß ich noch nicht, was das Wort bedeutet. Aber auch in Bezug auf diesen Herzog Swantibor ist es mir gelegen, die Sache anhängig zu machen. Er soll mir das Lösegeld verschaffen für die Gefangenschaft seiner Landsleute, seiner Vasallen, er soll mich belohnen für die Schlappe, die ich ihm beigebracht habe. Sein erstes Geschäft mit mir soll eine stete und lebhafteste Erinnerung an die Niederlage sein, die er durch mich erlitt, und es dürfte sein Gutes haben, sie ihm in das Gedächtnis zurückzurufen. Ich werde die Klagen anhängig machen und dann nach Hause reisen.

Da fing drüben auf der Nikolaiirche das Sterbeglöcklein an zu läuten. Beide Brüder bekreuzten sich und beteten still ein Ave Maria. Dietrich ging im Zimmer auf und ab. Die Glocke tönte fort. Es arbeitete etwas Großes in ihm, endlich fuhr er fort: Unsere Sache mit den sächsischen Herzögen nimmt eine Wendung, daß ich Willens bin, den Krieg zu erklären. Es muß etwas Bedeutendes, etwas Großes gemacht werden. Diese kleinen Fehden ekeln mich nachgerade an und dienen höchstens zum Zeitvertreib. Der Kurfürst von Sachsen ist wenigstens ein würdiger Gegner und man kann nicht wissen, was sich daraus entwickelt.

Johann. Wie meinst du das?

Dietrich. Ich meine aus diesem Kriege. Der Kurfürst ist alt, sein Bruder ebenfalls und beide unbeerbt, denn die Söhne erschlug der Turm. Sie sind die letzten Fürsten des anhaltinischen Stammes in Sachsen und bei ihrem Tode ist die Herrschaft erledigt. Sollte es wirklich uns mit unsern Kräften unmöglich sein, das Land zu erobern? — Sind wir im Besitz desselben, wenn die beiden alten Herren das Zeitliche gesegnen, so wird sich unterhandeln lassen, man muß mit uns unterhandeln, denn man kann über das Schicksal des Landes nicht eher entscheiden, und bei der Stellung, die jetzt der freie Mann im Reiche einnimmt, müßte es wunderbarlich zugehen, wenn wir nicht die Bedingun-

gen diktierten. Wer im Besitz ist, hat große Vorteile. Weiter mag ich für jetzt nichts sagen, aber du wirst mich verstehen, und was weiter geschehen kann, würdigen.

Johann. Ein schönes und erhabenes Ziel!

Dietrich. Setze einmal den Fall, wir haben uns in den Besitz von Sachsen gesetzt. Mit welchem Gewicht drückt dieser Besitz zurück auf unser Verhältnis in der Mark! Unberechenbar! Sobst ist ein alter, ein sehr alter Mann; Siegmund ist fern und er wird sein Königreich wegen der Mark nicht aufgeben, er muß sie darum notwendig in andere Hände geben. Die Mächtigsten des Landes sind unsere Freunde, die übrigen, wie die Nachbarn fürchten uns — — wahrhaftig, es kann sich Großes entwickeln und gestalten!

Johann. Dein Plan ist weit aussehend, aber wohl begründet.

Dietrich. Und das Ziel der Mühe wert, alle Kräfte aufzubieten und mit Entschlossenheit danach zu ringen. Siehe, wenn einst das Sterbeglöcklein uns nachklingt, wie jetzt der armen Seele, die soeben den Weg zur Ewigkeit angetreten hat, wenn unsere Laufbahn geschlossen ist, und nichts mehr gethan werden kann, und der Todesengel das letzte Blatt unseres Lebens umwendet, weil nun alles als abgemacht betrachtet werden muß, und dann ein Wanderer fragt: Wer ist es, der gestorben? — Wie klingt es doch so fade, wenn geantwortet wird: Ein guter, stiller Mann, den niemand gekannt hat! Wie anders, wie bedeutsam, wie inhaltschwer, wie alle Gefühle aufregend, ja aufstürmend lauten dagegen die Worte: Der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg! — Vollgeschriebene Blätter füllen das Buch seines Lebens, thatenreich und — horch, was war das? —

Mit einem schrillen unheimlichen Ton verstummte plötzlich die Totenglocke, einige klappernde Schalle folgten. Die Glocke ist gesprungen, sprach Johann. Seltsam! Das hat etwas zu bedeuten, und der Tote, dem ihre ernstesten Klänge galten, muß Schauerliches im Leben, wenn auch im Verborgenen, geübt haben, daß sogar die Glocke sich weigert, ihm wie einem, der dem Banne verfallen ist, den letzten Dienst zu erweisen. Ich fühle mich sonderbar bewegt und muß doch zu erfahren suchen, wem es gilt. —

Er verließ das Zimmer und wandte sich an den Wirt. In großer Bewegung kam er nach kurzer Abwesenheit zurück und sprach: Daß es ihm gelten sollte, hätte ich nicht vermutet. Propst Ortwin ist vor einer halben Stunde plötzlich gestorben! —

Dietrich bebte zusammen und vermochte anfangs keine Worte zu finden, seine Bestürzung auszudrücken. So ist er denn hinüber, der wackere Freund, sprach er endlich tief bewegt, hinüber, ohne daß ich ihn wieder gesehen habe, obgleich ich mir vorgenommen hatte, ihn in der

nächsten halben Stunde zu besuchen. Das ist ein harter Verlust für uns. Es war eine treue Seele! Das Springen der Glocke hat in seinem Leben gewiß keine Unthat angezeigt und muß auf etwas anderes deuten. Nun reisen wir nicht eher, als bis wir ihn zu Grabe geleitet haben.

Am andern Tage versäumte Dietrich nicht, seine Klagen anhängig zu machen. Bei dem Hofrichter verklagte er die Stadt, daß sie ihm im Frieden seine Knechte gemordet habe; bei Swantibor, daß sie ihm 1300 Schock rheinische Groschen schuldig sei, auf welche er hiermit Anspruch mache und welche ihm die Berliner als Lösegelder für die pommerischen Gefangenen auszahlen mußten. Die Klagen wurden angenommen und zu ihrer Erledigung die üblichen Schritte gethan.

Tags darauf wurde Propst Ortwin mit allen seinem Range als Landtschreiber der Mark Brandenburg und Propst von Berlin zustehenden Feierlichkeiten beerdigt. Von seinem Verscheiden bis zu seinem Begräbniß hing an der Thür seines Hauses ein sogenanntes Schierlaken heraus, ein Zeichen, daß in dem Hause eine Leiche vorhanden war. Am Begräbnistage lief vormittags eine alte Frau in alle Häuser des Kirchspiegels und verkündete das bevorstehende Begräbniß mit hinzugefügter Einladung, bei dem Begräbnisse zu erscheinen und für die Seele des Verstorbenen in der Kirche zu beten. Die Gaben, welche sie zu Seelenmessen für den Verstorbenen erhielt, lieferte sie an die Kirche ab. Sie wurde von diesem Geschäft die Seelen-Mahnerische genannt*). Außerdem wurden diejenigen, welche man bestimmt bei dem Leichengefolge zu sehen wünschte, durch besondere Leichenbitter eingeladen.

Die Leiche lag angethan mit dem priesterlichen Ornat, ein Crucifix in den Armen, im Sarge, welcher weit niedriger war, als man ihn jetzt zu machen pflegt und aus grade gehobelten, angestrichenen Brettern bestand. Er war umgeben von Lichtern und von gemieteten Klageweibern, welche den Toten mit allen äußeren Zeichen des Schmerzes beweinten. Dieser Gebrauch wurde bald nachher abgestellt**), war aber wenigstens ebenso vernünftig, als der Gebrauch der Trauerkleider. Man hatte wohl die Erfahrung gemacht, daß Leichen beerdigt wurden, ohne daß irgend ein Auge weinte. Das verletzte das Gefühl. Man verlangte der Schicklichkeit wegen bestimmte Zeichen der Trauer zu sehen und setzte darum Trauerkleider fest. Daß man aber in einer Zeit, wo man die Lust des Lebens durch Lustigmacher repräsentieren und sich von ihnen zur Lust anregen ließ, den Schmerz des Lebens durch Klageweiber darstellte, deren gemachte Trauer nicht weniger zur Betrübniß hinriß, als die ge-

*) Schröder, Weltliche Historie der Stadt Wismar S. 133.

**) U. a. D. S. 132.

machte Lust jener zur Freude, war ganz folgerichtig. Die Leiche stand im offenen Sarge, damit jeder den Toten noch einmal sehen konnte. Übrigens folgten nicht bloß Männer, sondern auch Frauen*).

Die Glocken fingen an zu läuten, der Sarg wurde zugemacht und ein weißes Kreuz darauf gelegt. Die in der Nikolaikirche versammelten Geistlichen und Bruderschaften begaben sich nach der Propstei, um den Körper abzuholen. Vorn ging der Exorcist mit dem Weihwasser; darauf folgte der Träger des großen Kreuzifixes, hinter ihm die übrigen Geistlichen der Nikolaikirche, zuletzt der Vicepropst, Johann von Waldow, welcher heute die Exequien celebrierte. An sie schlossen sich die übrigen Geistlichen der Kirchen von Berlin und Kölln. Darauf folgten paarweise die Dominikaner-Mönche von Kölln und die Franziskaner-Mönche von Berlin. An diese schloß sich die Glendengilde von Berlin und Kölln und die Kalandsgilde mit ihren Clerikern und Laien beiderlei Geschlechts, und zuletzt kam die Liebfraueugilde von Kölln, eine fromme Bruderschaft, in ihrer halbgeistlichen Kleidung, deren Mitglied Ortwin gewesen war**).

Die Propstei war nicht groß genug, um dieses zahlreiche Gefolge zu fassen. Es trat daher nur die Geistlichkeit der Nikolaikirche ein, die übrigen blieben vor dem Hause. Johann von Waldow stellte sich zu den Füßen des Toten, das Gesicht nach dem Kreuzifix gekehrt, mit welchem sich der Träger desselben an das Kopfende des Sarges gestellt hatte. Der Träger des Weihbrunnens stand seitwärts neben dem Vicepropst. Unterdessen wurden die Wachskerzen, welche jeder in Händen trug, sowohl im Hause als vor demselben angezündet.

Johann von Waldow ergriff den ihm dargereichten Weihwedel und besprengte den Toten dreimal mit Weihwasser. Nachdem dies geschehen, stimmte er eine Antiphonie an: *Si iniquitates etc.* Zwei Sängerschöre antworteten mit dem Gesange des Psalms: *De profundis*, indem sie abwechselten, und nach Beendigung desselben sprach die ganze Versammlung: *Requiem aeternam dona ei Domine, et lux perpetua luceat ei!* — Darauf intonierte der Vicepropst zum zweitenmale das: *Si iniquitates* und ließ dann eine andere Antiphonie *Exultabunt Domino ossa etc.* folgen, worauf die beiden Chöre das *Miserere* anstimmten. Jetzt hoben die Träger den Sarg auf und setzten sich in Bewegung.

Vorauß ging ein Chorfnabe mit einem Kreuz an der Stange. Ihm folgten andere Chorfnaben mit brennenden Lichten, dann die Liebfrauen- und Kalandsgilden, ebenfalls mit Lichten. Daran schlossen sich die Franziskaner- und Dominikaner-Mönche, die Geistlichkeit von Berlin

*) A. a. D. S. 132.

**) Reinbeck, Nachricht von dem Brande der Petrikirche, S. 49.

und Köln, zuletzt Johann von Waldow als fungierender Geistlicher. Unmittelbar hinter ihm kam der Sarg, zu dessen beiden Seiten Chorknaben Lichte trugen. Hinter dem Sarge folgten zunächst die Verwandten und Blutsfreunde sowie die eingeladenen Freunde, in lange Trauermäntel gehüllt. Dann der Rat von Berlin und Kölln sowie die anwesenden Staatsbeamten, mit welchen der Verstorbene durch sein Amt in Verbindung gestanden hatte, an welche sich auch unsere Duitzows angeschlossen. Nun kamen die Frauen in Trauer gekleidet, und hinter diesen alle, welche theils aus seiner Gemeinde, theils aus beiden Städten überhaupt ihm die letzte Ehre erweisen wollten. Der Zug war so groß, daß man nicht den kürzesten Weg wählen konnte und genötigt war, den Umweg durch das Nikolaiviertel nach dem Rathause und über den alten Markt, also um den Kirchhof im weiten Bogen herumzugehen. Kreuzfahnen und Kirchenfahnen mit Heiligenbildern waren im Zuge verteilt.

Die ganze Versammlung sang das Miserere und sprach am Schlusse des Gesanges abermals die Worte: *Requiem aeternam etc.* Da aber die Kirche noch nicht erreicht war, so stimmte man noch mehrere Psalmen an; am Ende eines jeden wurden jene Worte von allen wiederholt. Die Glocken der Kirche begleiteten mit ihren ernstesten Klängen den feierlichen Trauergesang.

Als der Zug an der Kirchenthür angekommen war, bewegte er sich mit den Worten: *Requiem aeternam dona ei, et lux perpetua luceat ei* hindurch, und jeder stimmte das *Exultabunt domino ossa humiliata* an, bis alle eingetreten waren. Zwei Sänger intonierten nun: *Subvenite Sancti Dei, occurrite Angeli domini etc.*, worin die Chöre einstimmten und mit einander wechselten, um die Heiligen und die Engel zu bitten, sich der Seele des Verstorbenen zu bemächtigen und sie zu Gott zu geleiten.

Der Sarg wurde, weil er den Körper eines Geistlichen umschloß, nach dem hohen Chor der Kirche getragen und dort so vor den Altar gesetzt, daß der Kopf dem Altar am nächsten war, ein Zeichen der priesterlichen Würde. Man umgab ihn mit zwölf brennenden Kerzen auf hohen Leuchtern und der Träger des Kreuzfahnes stellte sich wieder an das Kopfende. Johann von Waldow begab sich vor ein Pult zu den Füßen des Toten, auf welchem das Rituale aufgeschlagen war, der Klerus ordnete sich zu beiden Seiten in den Kirchstühlen, das andere Gefolge im übrigen Teile der Kirche. Man sprach das *Officium der Toten*. Hierauf folgte eine feierliche Totenmesse mit allen üblichen Ceremonien. Nach derselben verließ der Vizepropst den Altar. Er begab sich mit den Trägern des Rauchfassers, des Weihwassers, des Kreuzfahnes, der Lichte und dem Chor zum Sarge und las über dem Toten das Gebet: *Non intres in iudicium etc.*, worauf die Sänger das

Libera nos anstimmten. Dann sprach er das Pater noster, welches der Chor leise nachsagte. Der Diakonus überreichte dem Bizepropst den Weihwedel, und dieser besprengte zu dreienmalen den Körper des Toten, zuerst an den Füßen, dann in der Mitte, dann am Kopfe und ging an der andern Seite, dasselbe in umgekehrter Ordnung wiederholend hinunter. Darauf ergriff er das Rauchfaß und schwenkte es in gleicher Weise dreimal über dem Toten, erst auf der einen, dann auf der andern Seite des Sarges, daß der Weihrauch in lichten Wolken sich bis zum hohen Gewölbe der Kirche erhob. Nach dieser Ceremonie sprach er das Gebet: Deus cui proprium est, misereri etc., in welchem Gott gebeten wurde, den Seelen zu befehlen, sich der Seele des Verstorbenen anzunehmen und sie zu ihm zu führen.

Nun wurde der Sarg aufgehoben und nach der Seite der Kirche getragen, wo in der Nähe der Wand innerhalb der Kirche das Grab gemacht war. Die Sänger stimmten an: In paradisum deducant te angeli etc., die Geistlichen verließen ihre Plätze und begaben sich zur Grabstelle. Der Sarg wurde dicht neben das Grab gestellt, jedoch so, daß er die Füße vom Altar wegkehrte, weil der Tote ein Priester war. Jeder andere hätte die Füße dem Altare zuzukehren müssen, und wenn er außer der Kirche begraben worden wäre, hätten sie nach Osten gewendet sein müssen.

Jetzt sprach Johann von Waldow ein Gebet, in welchem er der früher hier Begrabenen gedachte. Nach demselben besprengte und beräucherte er den Toten nochmals dreimal, und that dasselbe mit dem Grabe. Darauf stimmte er die Antiphonie an: Ego sum resurrectio etc., welche mit den Worten des Requiems schloß. Zum drittenmale wurde jetzt der Tote dreimal mit Weihwasser besprengt, aber nicht beräuchert. Dann sprach der Bizepropst ein Gebet und sang: Si iniquitates etc. und: De profundis. Nunmehr, nach allen diesen ernstern Feierlichkeiten, deren symbolische Bedeutung von den meisten mehr gefühlt als verstanden war, wurde der Sarg in die Gruft hinabgelassen. Den Verwandten und Freunden des Verstorbenen reichte man den Weihwedel, und jeder sprengte als die letzte Gabe der Liebe Weihwasser auf den Sarg hinab. Dann legte jeder auf den ihm zunächst befindlichen Altären eine Gabe für die Geistlichen nieder als Opfer, betete still ein Totengebet und entfernte sich schweigend. Nur die zum Begräbnis Eingeladenen begaben sich nach dem Sterbehause und wurden hier durch Speise und Trank erquickt, wobei unsere Duitzows in ihrer Betrübniß sich jedoch nicht einfanden. Den Tag nachher reisten sie wieder nach Hause.

Die Klagen gingen unterdessen ihren regelmäßigen Gang. Herzog Swantibor vernahm die Ratmannen von Berlin darüber, ob sie Dietrich

von Quitzow für den Schutz, den er ihnen angedeihen lassen wollte, Geld verheißen hätten? Sie antworteten, es sei dies geschehen erst nachdem er die Fehde mit den Pommern beendigt habe. Vorher aber und für den pommerschen Feldzug hätten sie ihm nichts verheißen, weil Dietrich ausdrücklich erklärt habe, er wolle den Krieg führen, ohne dazu von der Mark eine Geldunterstützung zu begehren, obgleich er ihn führen wollte, als ob er es im Namen des Landes thäte und er habe sich erboten, die eroberten Städte und Schlösser ihren früheren Lehns- und Pfandinhabern zurückzustellen, ohne irgend eine Entschädigung. Letzteres schließe denn ihrer Meinung nach auch die Lösegelder für die Gefangenen ein, auf welche Dietrich daher keinen Anspruch machen könne.

Der Rat hatte den Bürgermeister und zwei Ratmänner deputiert, um namens des ganzen Rates den Streit zu führen. Dietrich ließ sich durch einen Sachwalter vertreten. Die Zeugen wurden abgehört und beschworen jene Aussage als wahrheitsgemäß. Somit wurde der Sachwalter Dietrichs bedeutet, daß sein Client nicht in der Bewährung seiner Klage bestehen könne, der Bürgermeister und die beiden Ratmänner aber wurden namens des ganzen Rates und der Gemeinde mit gutem Frieden von der Anklage losgesprochen, was Dietrich allerdings vorausgesehen hatte*). Indessen hatte er seinen Zweck erreicht, den Herzog Swantibor und die Berliner zu ärgern, und letzteren gedachte er es noch bei Gelegenheit einzutränken, daß sie sich grob gegen ihn benommen hatten.

Nicht besser ging es mit der zweiten Klage. Der Rat von Berlin und Köln leugnete, daß er Dietrich im Frieden Knechte getötet habe. Dietrich habe den Frieden abgesetzt und darauf sei der Krieg ausgebrochen und von beiden Seiten wären Leute getötet und gefangen. Dietrichs Sachwalter machte geltend, daß die Berliner unrecht aussagten; denn Dietrich sei frei in Berlin eingeritten, ohne daß man ihn gefangen hätte und daraus ergäbe sich klar, daß man nicht im Kriege gelebt habe. Darauf stellten die Berliner Zeugen, daß Dietrich den Frieden abgesetzt hatte. Es kam nun darauf an, zu zeigen, daß nachher Friede gelobt sei. Da ihn die Berliner in Abrede stellten, so war es Dietrichs Sache, dies nachzuweisen. Darum sprachen die Schöppen folgendes Rechtsurteil aus: Nach der Zusprache (Anklage) Dietrichs von Quitzow und der Städte und Bürger Antwort, die er verklagt hat, sprechen wir Recht, daß derselbe Dietrich in solcher seiner Zusprache, die über Unrecht klagt, eine Gewähr thun soll, als Recht ist.

Nach dieser Gewähr sprechen wir folgendes für Recht. Nach der Zusprache desselben Dietrichs und der Städte und Bürger Antwort mag Dietrich den gelobten Frieden durch Zeugen beweisen und erweisen, wie

*) Musterwitz bei Haftiz, ap. h. a. Angelus, Annales march. S. 187.

es Recht ist, während welchem ihm solcher Schade und Mord geschehen ist, als seine Zusprache ausweist. So soll derselbe Dietrich denn seinen Frieden näher bezeugen und beweisen nach dem Rechte. Kann er ihn bezeugen, dann sind sie ihm pflichtig, seinen Schaden, der ihm während des Friedens geschehen ist, nach dem Rechte zu vergütigen, dafern sie ihn nicht etwa durch ihre Eide nach dem Rechte vermindern und den Mord nach dem Rechte zu verwandeln (durch eine Geldentschädigung). Mag aber Dietrich den Frieden nicht beweisen, noch durch Zeugen bestätigen, wie es Recht ist, so mögen die Bürger durch ihre Eide von der Schuld freigesprochen werden.

Wir sprechen für Recht: Ist der Friede gelobet vor Gerichte, so soll ihn Dietrich durch Zeugen nachweisen, nach dem Rechte und durch zween Mannen solcher Leute, die es nach dem Rechte leisten können. Ist aber der Friede gelobet ohne Gerichte (außergerichtlich), so soll er ihn bezeugen durch selbsiebene (mit ihm ihrer sieben) solcher Leute, die es nach dem Rechte leisten können*).

Letzteres hieß, eine Aussage besiebnen, und die dabei gebrauchten Personen, welche die Aussage bestätigten, waren Eideshelfer, eine uralte deutsche Einrichtung, für deren Kenntniß ihrer Anwendung der gegenwärtige Fall von Wichtigkeit ist. Die beiden Ratmänner in der vorher erwähnten Klage waren Eideshelfer ihres Bürgermeisters.

Natürlich konnte Dietrich keine Zeugen stellen, welche ihm den Frieden durch einen Eid bezeugt hätten, er mußte die Klage fallen lassen. Wir haben also keinen Frieden, sprach er zu sich, denn die Berliner wollen von einem solchen nichts wissen, ungeachtet ich sie schon seit langer Zeit in Frieden gelassen habe. So leben wir denn im Kriege trotz des Friedens. Ich will mir das merken, denn es kommt die Zeit, wo ich diese Krämer von Berlin und Kölln daran erinnern werde, daß sie die Köpfe verwundert zusammenstecken sollen.

*) v. Raumer, Codex. diplom. brandenb. cont. T. I. S. 84. Vergl. T. II. S. 123.